

MOMENT MAL



Omas Rat

Elvira Stahl über nervende Baustellen

elvira.stahl@vrm.de

Auf der Autobahn, auf der Kreisstraße und auf der Landstraße: kaum ein Vorwärtskommen – egal, in welche Richtung man fährt. Einerseits ist es gut, dass die Straßen erneuert werden, doch andererseits nervt es ungeheuer. Spätestens nach wenigen Kilometern steht man vor einer Baustellenampel oder muss eine Umleitung in Kauf nehmen, um von A nach B zu kommen. Und dann die Dauer der Bauarbeiten! Um eine beispielsweise kleine Brücke zu sanieren, braucht's mindestens ein halbes Jahr. Den Spritverbrauch für die meist viele Kilometer längere Umgehungsstrecke, gerade für Pendler, darf man sich bei den heutigen Preisen gar nicht ausrechnen. Deshalb ist es sogar verständlich, dass es Zeitgenossen gibt, die entgegen der Einbahnstraße fahren, um die lange Umleitung nicht nehmen zu müssen. Auch Verkehrsschilder „Durchfahrt verboten“ wurden aus diesem Grund schon eigenmächtig entfernt. Das Verkehrschaos im Dorf, wo jeder versucht, auf schmalen Straßen eine kürzere Strecke zu finden, ist auch nicht zu unterschätzen. Für Urlaubsfahrten kann aufgrund der vielen Baustellen auf den Autobahnen heutzutage gut ein Drittel mehr Zeit eingeplant werden. Da gibt es kilometerlange Baustellen, und es ist niemand zu sehen, der auch nur einen Finger krumm macht – und deswegen steht man im Stau! Da soll man sich nicht aufregen. Nun sollte man meinen, die müssen doch irgendwann mal fertig werden. Aber weit gefehlt: Kaum ist eine Baustelle beendet, tut sich schon die nächste auf. Da heißt es, viel Geduld zu haben – oder wie die Oma schon früher sagte: „Kend, bleib dahomo, do esses omah schienste.“



Viele Schüler sind mal mies drauf. Und solange das nicht dauerhaft so ist, ist das auch kein Problem. Sollte es allerdings zu einem Dauerzustand werden, gibt es für diese Jungen und Mädchen die Rehbergschule neben der Vitos-Kinder- und Jugendklinik für psychische Gesundheit in Herborn. Foto: Sebastian Reh

Schule fürs Leben

Ein Tag in der Herborner Rehbergschule für psychisch kranke Kinder und Jugendliche

Von Sebastian Reh

HERBORN. Eine schwarze Kapuze bedeckt Kims Kopf. Der Oberstufenschüler zeichnet auf einem Tablet-PC. Während Kims Lehrer den Arbeitsauftrag erklärt, huscht sein Eingabestift über das Display. Doch Lehrer Rainer Staska scheint das nicht zu stören. Die Rehbergschule in Herborn ist keine normale Schule. Das darf sie auch nicht sein. Sie ist eine Schule für psychisch kranke Kinder und Jugendliche.

Wer in der Vitos-Kinder- und Jugendklinik für psychische Gesundheit in Herborn in Behandlung ist, besucht für gewöhnlich die Rehbergschule. Es ist egal, an welche Schulen die Patienten eigentlich gehen. Schüler von Grund- bis Berufsschulen werden in der Rehbergschule während ihres Klinikaufenthalts unterrichtet. Die Schule in Trägerschaft des Landeswohlfahrtsverbands Hessen ist eine Klinikschule. Sie besuchen für gewöhnlich 70 bis 80 Schüler. Zusammen mit den Außenstellen der Rehbergschule in Wetzlar und Limburg sind es derzeit um die 120.

Nicht immer kann man inhaltlich arbeiten

Das sind vor allem stationäre und teilstationäre Patienten der Vitos-Kliniken. Dazu kommen ein paar ambulante Schüler. Das sind etwa Kinder und Jugendliche, die zwar nicht in der Klinik in Behandlung sind, aber wegen ihrer Krankheit auch nicht an eine normale Schule gehen können. Die Schüler kommen aus Hessen, Nordrhein-Westfalen und Rheinland-Pfalz. Die Idee: Kinder und Jugendliche sollen auch während ihrer Behandlung Bildung erhalten. Unter anderem, damit sie nicht allzu sehr den Anschluss verlieren, wenn sie wieder an ihre eigentlichen Schulen zurückkehren. Die Rehbergschule orientiert sich dabei an den Lehrplänen der Stammschulen. Aber nicht immer könne inhaltlich gearbeitet werden, sagt Staska. Wieso, wird schnell klar.

Dritte Stunde, Englischunterricht bei den Achtklässlern: Bis alle Schüler da sind, dauert es. Anton hatte eine Therapie-stunde, Mark war eingeschlafen. Und auch die Hausaufga-



„Wir wollen euch nichts vorkau-
fen, ihr sollt selbst aktiv werden.“

Rainer Staska, Lehrer
(Foto: Sebastian Reh)



„Manche können wegen ihrer Krankheit gar nicht mitarbeiten.“

Christoph Henrich, Lehrer
(Foto: Sebastian Reh)



„Das Kind geht an seine Schule zurück, und man weiß eigentlich, dass das Vorhaben zum Scheitern verurteilt ist.“

Daniela Liebl, Lehrerin
(Foto: Sebastian Reh)

ben hat keiner gemacht. Am Ende der Stunde haben die Schüler ein paar Sätze über die Freiheitsstatue gelesen. Besonders Mark wirkt unmotiviert – und müde. „Es ist immer tagesformabhängig“, sagt Staska. Man weiß nicht, was in der Nacht auf der Station passiert ist, ob es einen Notfall gegeben hat, der jeden wachgehalten hat. Vielleicht steht auch ein belastendes Elterngespräch an. Und manchmal, da geht es einfach nicht.

„Manche können wegen ihrer Krankheit gar nicht mitarbeiten“, erklärt Christoph Henrich, ebenfalls Lehrer an der Rehbergschule. Staska ergänzt: „Bei Depressionen, da sind sie einfach nicht in der Lage, am Unterricht normal teilzunehmen.“

Die Schüler sind Patienten. Sie sind krank. Und den Stammschulen zu erklären, dass hinter ihren Verhalten keine Faulheit oder böser Willen steckt, sei bisweilen schwierig. Mark hätte an einer herkömmlichen Schule vermutlich Ärger bekommen: Verspätung, keine Hausaufgaben – und dann hat er auch noch eine Mütze während des Unterrichts getragen. Das Autoritäre, was viele Schulen haben, scheint an der Rehbergschule kaum vorhanden zu sein.

In der ersten und zweiten Stunde unterrichtet Staska Gesellschaftslehre bei Schülern der Oberstufe beziehungsweise von berufsbildenden Schu-

len. Das Thema: der Schicksalstag der Deutschen, der 9. November. Was an diesen Tagen in den Jahren 1848, 1918, 1923, 1938 und 1989 passiert ist, will Staska wissen. „Der Mauerfall“, antwortet Jana. Aber in welchem Jahr nur? „Ich habe ihn erlebt“, gibt der Lehrer als Tipp. „Dann sind Sie schon ziemlich alt“, entgegnet Jana. „Weise“, korrigiert Staska mit einem verschmitzten Lächeln auf den Lippen.

So lustig, wie es hier vielleicht anmutet, ist es aber nicht immer an der Rehbergschule. In der Pause steht ein Fenster zum Lüften offen. Staska zeigt auf den Rahmen. „Es ist wichtig, dass da ein Schloss dran ist. Da muss man sensibel sein.“ An die Rehbergschule gehen schließlich auch selbstmordgefährdete Schüler.

Der Druck auf Schüler hat „enorm zugenommen“

„Wenn Kinder und Jugendliche in eine Psychiatrie kommen, haben sie viel durchgemacht, auch Schulisches“, sagt Henrich. Das kann Mobbing sein. Stress und Druck, den Schüler von Eltern oder Lehrern bekommen – oder den sie sich selbst machen.

Beim Rundgang durch die Rehbergschule fällt auf, dass viele Schüler eigentlich Gymnasien besuchen. Diesen Eindruck hat auch Staska. Ob das nur Zufall ist oder ob ein Zusammenhang besteht, kann er aber nicht sagen. Dennoch:

„Wenn man Vergleiche zieht zu meiner Schulzeit, was heutzutage auf Schüler zukommt, dann hat das enorm zugenommen.“

Als Lehrer an der Rehbergschule müsse man Schülern Vorbehalte nehmen, Vertrauen aufbauen und sie wieder daran gewöhnen, in die Schule zu gehen. Es gebe Patienten, die ihre Schule teilweise ein, zwei Jahre lang nicht mehr besucht hätten. Ein besserer Nachhilfeunterricht will die Rehbergschule aber nicht sein. Sie will den Kindern und Jugendlichen wieder Lust auf Lernen machen – und ein Umfeld schaffen, in dem sie dazu überhaupt in der Lage sind.

„Wir wollen euch nichts vorkau-
fen, ihr sollt selbst aktiv werden“, sagt Staska im Gespräch mit der Redaktion. Die Schüler sollen zwar erklären, was an einem der fünf 9. November passiert ist. Wie sie das machen, ist aber ihnen überlassen. Sie können etwa eine Präsentation erstellen, eine Collage basteln, eine Rede schreiben oder auch einen Podcast aufnehmen.

Die Rehbergschule ist gut ausgestattet. In den Klassenräumen stehen Computer. Atommodelle werden nicht auf eine Tafel, sondern auf ein Smartboard gezeichnet. Es gibt einen Werk- und Musikraum.

Kreativität ist an der Rehbergschule besonders wichtig. In Arbeitsgemeinschaften wie der Knüpf-AG können die Kinder und Jugendlichen kreativ

werden. Die Schülerzeitung „Hoppla“ und der Schulpodcast „Tassensprung“ verleihen ihnen eine Stimme. Dafür hat die Rehbergschule auch schon mehrere Auszeichnungen erhalten und Preise gewonnen.

Was passiert aber, wenn die Patienten die Klinik verlassen und wieder an eine Schule ohne ausgezeichneten Podcast zurückkehren? Staska und Henrich wissen, dass die Stammschulen nicht die gleichen Möglichkeiten haben wie sie. Statt acht oder in der Grundschule sechs, haben ihre Kollegen schon mal bis zu 30 Schüler in einer Klasse.

Auch sie würden gute Arbeit machen. Sie bräuchten aber mehr Personal, um besser die Bedürfnisse der (kranken) Schüler zu erfüllen. „Das ist ein Systemfehler“, sagt Christoph Henrich.

Zu was dieser Fehler führen kann, macht Daniela Liebl, die an der Rehbergschule Grundschüler unterrichtet, deutlich: „Das Kind geht an seine Schule zurück, und man weiß eigentlich, dass das Vorhaben zum Scheitern verurteilt ist“, sagt die Lehrerin.

Klinik und Schule helfen, Hoffnung zu schöpfen

Die Rehbergschule kann kranken Schülern ein Umfeld schaffen, in dem sie lernen können. Sie erklärt den Stammschulen auch, welches Umfeld kranke Schüler brauchen. Sie therapiert die Schüler aber nicht. Das passiert in der Klinik. Die Rehbergschule kann dabei aber helfen.

„Ich gucke gerade aus dem Fenster der Rehbergschule und sehe die ganzen bunten Blätter und den halb blauen, halb bewölkten Himmel“, schreibt Hannah in einem Tagebucheintrag für die Schülerzeitung. „Komisch, vor einer Zeit hätte ich das alles nicht so gesehen wie jetzt. Ich denke, wir sollten alle öfter mal die Augen weit aufmachen, damit wir endlich sehen, wie viel uns das Leben hier unten auch bieten kann.“

Hannah hat wieder Hoffnung. Dank der Klinik. Und vermutlich auch dank der Rehbergschule. Sie ist schließlich der Ort, an dem sie wieder das Schöne im Leben entdeckt hat.

Zuhause für „Sina“ und „Helga“ gesucht

Junge Katze und schüchterne Hündin warten auf Tierfreunde, die sie bei sich aufnehmen

DILLENBURG (kawe). Für „Sina“ und „Helga“ sucht Dillenburgs Tierheim-Team ein Zuhause. Derzeit werden die Katze und die Hündin in der Einrichtung im Dillfeld betreut.



Wer nimmt sie auf? Katze „Sina“. Foto: Katrin Weber

leiterin Christine Nickel. Die sechs Jahre alte „Helga“ ist recht schüchtern und braucht viel Zeit, bis sie Vertrauen aufgebaut hat. Sie sollte zu einem souveränen Rüden vermittelt werden. In ihrem Zuhause sollte der Garten hundeseicher und mindestens 1,60 Meter hoch eingezäunt sein.

Das Tierheim möchte „Helga“ an hundeerfahrene Tierfreunde aus der näheren Umgebung abgeben. Sie sollten bereit sein, die Hündin oft zu besuchen, um ihr Vertrauen zu gewinnen.

Das Tierheim hat keine regelmäßigen Öffnungszeiten. Termine für Besuche sollten unter Telefon 02771-32222 vereinbart werden.

www.tierheimdillenburg.de



Braucht Zeit, um Vertrauen aufzubauen: Mischlingshündin „Helga“. Foto: Katrin Weber

Die Namen der Schüler wurden von der Redaktion geändert.